



Vom DP-Lager ins „gelobte Land“ – ein schwieriger Neubeginn in Israel und in den USA

von
Helga Embacher

Zwischen 1945 und 1948 zogen über 300.000 jüdische Überlebende aus Osteuropa, auch als Displaced Persons (DPs) bezeichnet, durch Deutschland und Österreich. Die meisten wollten Europa, den Ort des Grauens, so schnell wie möglich Richtung USA, Kanada, Australien, Argentinien, Brasilien und vor allem Palästina verlassen. Da sich die Weiterreise in diese Länder zumeist hinzog, waren sie monatelang erneut zu einem Leben in Lagern gezwungen. Jüdische DPs machten insgesamt nur einen kleinen Prozentsatz der über eine halbe Million zählenden Flüchtlinge im Nachkriegsösterreich aus, doch richteten sich Fremdenfeindlichkeit und alte antisemitische Vorurteile primär gegen sie. Manche scheuten nicht einmal davor zurück, sie als „Hitlers Unvollendete“ zu bezeichnen. Kaum jemand zeigte Interesse am Schicksal dieser Überlebenden, die ÖsterreicherInnen waren im eigenen Leid gefangen und konnten am Schicksal anderer Menschen nicht Anteil nehmen. Die Anwesenheit jüdischer Überlebender löste zudem Schuldgefühle und Irritationen aus. Die meisten jüdischen Flüchtlinge zeigten ihrerseits auch wenig Interesse an einer Annäherung; Bei manchen riefen bereits die deutsche Sprache oder harmlose Uniformen, wie jene des Briefträgers, Erinnerungen an den Holocaust wach. Aufgrund ihrer Erfahrungen wurden sämtliche Konflikte mit der Bevölkerung oder mit Behörden als Antisemitismus interpretiert. Auch österreichische Juden, denen die Rückkehr aus KZ oder Emigration bereits gelungen war, schauten auf „Ostjuden“, die im Vergleich zu ihnen noch religiöser oder zionistischer eingestellt waren, hinab. Damit war auch die Angst verbunden, dass der gegen die jüdischen Flüchtlinge gerichtete Antisemitismus letztendlich alle Juden im Land treffen würde.

„Mir zseinen doh“

Abgesehen von diesen Vorurteilen und Projektionen wissen wir sehr wenig über diese Überlebenden und ihre Identitätsprobleme. Sie überlebten in Ghettos und Konzentrationslagern oder in Verstecken und Wäldern, als Partisanen, ständig der Gefahr ausgesetzt, verraten zu werden. Rund 25.000, zwei Drittel davon ungarische Staatsbürger, wurden in österreichischen Konzentrationslagern, wie Mauthausen, Ebensee oder Gusen, befreit. Aufgrund ihrer Erfahrungen, Perspektivlosigkeit und inneren Unruhe waren viele, wie jüdische Funktionäre beklagten, schwer in die Nachkriegsgesellschaft zu integrieren. In den Wäldern und im KZ hatten sie sich oft ein eigenes Wertesystem angeeignet, Schwarzmarkt und gut „organisieren“ erhöhte die Überlebenschance. Viele plagten auch Schuldgefühle, überlebt zu haben, während andere umgekommen sind. Die meisten waren relativ jung, oft ohne Ausbildung und hatten zumeist die gesamte Familie verloren. Alleinsein gehörte zum jüdischen Schicksal. Viele heirateten überstürzt, um der Einsamkeit zu entfliehen und einen Ersatz für die ermordete Familie zu finden.

Damit ist auch die hohe Heirats- und Geburtenrate in den DP-Lagern zu erklären; Kinder galten als Symbol dafür, dass nach der Shoah neues Leben möglich war und sie sollten auch unerfüllte Träume der Eltern verwirklichen. – „Sie würden eine Kindheit haben und eine Jugend. Sie würden glücklich sein“, schrieb Ruth Beckermann. Überlebende zeigten aber auch großen Überlebensdrang. DP-Lager entwickelten sich zu Zentren jüdischer Kultur und Politik, die Überlebensphilosophie des „Mir szejnen doh“ gewann an Einfluss.

Insgesamt handelte es sich bei den jüdischen Flüchtlingen um eine heterogene Gruppe; sie sprachen je nach regionaler Herkunft unterschiedliche Sprachen, lebten ein streng religiöses Leben oder gehörten sozialistischen und zionistischen Parteien an. Mehrheitlich gesehen führten sie ein wesentlich traditionelleres jüdisches Leben als die bereits vor 1938 stark akkulturierten Wiener Juden, von denen einige Tausend nach Österreich zurückgekehrt waren. Im Unterschied zu den Wiener Juden, die in den Nachkriegsjahren noch wenig Bezug zum Zionismus aufwiesen, standen viele von ihnen dem Zionismus nahe, wobei auch hier wieder unterschiedliche Richtungen zu unterscheiden waren. Nach der totalen Zerstörung ihrer Lebenswelten blieb vielen die Hoffnung auf einen eigenen Staat als letzte Perspektive und Sinngebung für das erlittene Leid.

Israel als neue Heimat?

In kein anderes Land wurden so viele unterschiedliche Sehnsüchte projiziert wie in den jüdischen Staat. Jeder Einwanderer, so der renommierte Schriftsteller Amos Oz, brachte seinen eigenen Traum vom Paradies mit. Der Weg ins „gelobte Land“ konnte sich aber selbst nach einer geglückten Überquerung des Hochgebirges noch lange hinziehen. Da die Briten als Mandatsmacht bis zur Ausrufung des jüdischen Staates im Mai 1948 die Einreise reglementierten, um eine Eskalierung der Konflikte mit der arabischen Bevölkerung zu vermeiden, wurden Schiffe vor der Küste abgefangen und die Flüchtlinge landeten in einem Stacheldrahtlager auf Zypern.

Auch die Konfrontation mit dem realen Israel bescherte so manche bitteren Enttäuschungen. Wurden die in Europa herumirrenden jüdischen Flüchtlinge von der zionistischen Führung für die Gründung des Staates instrumentalisiert – durch den Verweis auf ihr Schicksal sollte vor allem auf die USA und England moralischer Druck ausgeübt werden – so galten sie in den Augen der israelischen Elite als Juden zweiter Klasse. Von Holocaustüberlebenden wurde vielfach angenommen, dass es sich bei ihnen um egoistische und brutale Menschen handeln würde, die nur aufgrund dieser schlechten Charaktereigenschaften überlebt hätten. Für überzeugte Zionisten verkörperten die in der Diaspora lebenden Juden an und für sich passive, charakterlich schwache und unterwürfige Menschen, wohingegen sie selbst den neuen, wehrhaften, dynamischen, zur körperlichen Arbeit zurückgekehrten und braungebrannten Juden darstellen wollten. – „In ihren Augen waren wir feige, weil wir anstatt zu kämpfen, uns dem Feind willig ergeben hatten“, kritisierte Ruth Elias in ihren Memoiren.

Der junge Staat war auch mit der Masseneinwanderung überfordert. Im ersten Jahr nach der Staatsgründung wanderten neben fast 240.000 Holocaustüberlebenden zudem Juden aus afrikanischen und asiatischen Ländern ein, bis 1949 erhöhte sich die Zahl der Einwanderer auf 559.675, womit sich die jüdische Bevölkerung um 50% vergrößerte. Israel befand sich nicht nur in einer Wirtschaftskrise, sondern auch im Krieg, wozu der Staat kräftige junge Arbeiter und Soldaten benötigt hätte; gekommen waren großteils schlecht ausgebildete und vom Leben in arabischen Ländern geprägte Juden sowie viele kranke und psychisch gebrochene Überlebende der Shoah. Die Überlebenden wiederum zeigten sich oft bitter enttäuscht über die ihnen erteilte Behandlung, wie das Besprühen mit DDT und vor allem das erneute Leben in Lagern. Da Mangel an Landarbeitern herrschte, wurden viele Einwanderer auch gegen ihren Willen am Land angesiedelt, zum Teil in ehemaligen arabischen Dörfern, deren Bevölkerung im Krieg vertrieben wurde oder aus Angst vor Verfolgung geflüchtet war. Die Konfrontation mit der arabischen Bevölkerung, deren Existenz Neueinwanderer aus ihrem Bewusstsein ausgeklammert hatten, erwies sich als weiterer Schock. Überlebende, die sich von Israel einen Ort erhofft hatten, an dem sie endlich Ruhe und Erholung finden würden, mussten zur Waffe greifen.

Israel befand sich zudem in einem äußerst schwierigen Nationsbildungsprozess. Das Volk der Bibel, das fast zweitausend Jahre in Ghettos und in der Diaspora gelebt hatte, sollte in ein Volk von Bauern und Arbeitern umgewandelt und die jüdische Religion durch eine säkulare israelische Kultur ersetzt werden. Die Gründer glaubten damals noch an die Schaffung eines einheitlichen jüdischen Staates mit einer homogenen Kultur. Einwanderer wurden aufgefordert, ihre aus der Diaspora mitgebrachte Sprache und Kultur wie alte Kleidung einfach abzulegen und im jüdischen Staat als neue Menschen frei von der Last des Exils von vorne zu beginnen. Als ein wesentliches Instrument der Nationsbildung wurde die hebräische Sprache angesehen, womit auch Jiddisch, die Sprache vieler osteuropäischer Juden, als minderwertig betrachtet wurde. Auch die Annahme eines hebräischen Namens sollte die Herausbildung einer neuen positiven Identität erleichtern. Einwanderern wurde daher bereits bei der Einreise nahe gelegt, ihre Namen zu ändern. Die angesehenere israelische Tageszeitung *Ha'aretz* thematisierte 50 Jahre später diese von vielen israelischen Politikern damals nicht erkannte Problematik.

Wir hielten es für das beste, dass die Flüchtlinge so schnell wie möglich so wie wir werden sollten. Und wir, womit alle im Land Geborenen gemeint waren, sollten ihnen behilflich sein, sich so schnell wie möglich in das Kollektiv einzugliedern. Wir änderten ihre Namen für sie, wir änderten ihre Sprache für sie, wir lehrten sie, wie sie sich richtig kleiden und wie sie essen sollten, damit sie so schnell wie möglich ein neues Leben – und zwar jenes der Sabras (im Land geborene Juden) beginnen konnten.

Der jüdische Staat, der allen Juden Heimstätte sein wollte, war vielen fremd. – „Ich habe fast nichts von diesem Judentum, wie ich es damals kannte, in Israel wieder gefunden“, schrieb der bekannte israelische Historiker Saul Friedländer, der selbst ursprünglich aus Prag stammte, als „Katholik“ in Frankreich überlebt hatte und 1948 in Israel eingewandert

war. Einwanderer haben wie ein Baum, der von einem fernen Land hierher verpflanzt wurde, aufgehört zu wachsen, drückte es der Schriftsteller Jehuda Amichai aus.

Die Annahme einer neuen Identität hieß auch, über das in Europa Erlebte zu schweigen. Erst mit dem 1961 in Jerusalem abgehaltenen Eichmannprozess, wo Überlebende während des Verfahrens als Zeugen auftraten, wurde die Shoah in Israel öffentlich thematisiert. Doch wenn Überlebende selbst auch glaubten, das Erlebte durch Schweigen bewältigen zu können, flossen ständig Erinnerungen aus der Shoah in ihren Alltag ein. Halina Birenbaum, sie überlebte das Warschauer Ghetto, Majdanek, Auschwitz und Ravensbrück, genoss zwar ihre Jugend in Israel, doch quälten sie nachts gespenstische Bilder. Wenn sie als glückliche Mutter ihren Sohn betrachtete, fielen ihr die leidgeprüften Mütter mit den hungrigen Säuglingen im Ghetto ein. Als Bewältigungsversuch begann sie ihre Geschichte aufzuschreiben. Ruth Elias schilderte, wie sie nach der Geburt ihres Sohnes die Welt des Vernichtungslagers einholte. Als die Krankenschwester mit dem Baby den Raum verlassen wollte, überfielen sie Erinnerungen an die Tötung neugeborener Kinder im Konzentrationslager. Voller Panik fürchtete sie, dass man auch ihr Baby töten wollte.

Um das Leben ihrer Kinder nicht zu beschweren, beschlossen viele Überlebende, über ihre Vergangenheit zu schweigen. In den 1980er Jahren setzten sich die nunmehr erwachsenen Kinder der Überlebenden verstärkt mit der Geschichte ihrer Eltern und den Folgen für ihre eigene Generation auseinander. - „Wir wuchsen anders auf als die Söhne und Töchter der Helden der Haganah, der Palmach oder zumindest der Widerstandsbewegung. Unsere Eltern standen nackt vor den Nazis und erwarteten ihre Ermordung. Wir haben unsere eigene Identität“, hielt Nava Semel fest. In ihrem Elternhaus sei, wie sie fortfuhr, das Wort Auschwitz Tabu gewesen, die Kinder hätten nichts gefragt, die Eltern nichts erzählt. Trotz all dieser Probleme gelang es dennoch vielen Überlebenden, ein neues Leben zu beginnen, Familien zu gründen und berufliche Erfolge zu erzielen. Holocaust und auch die Flucht danach blieben jedoch ein Teil ihrer Identität, auch wenn sie gegen die Erinnerungen ankämpften.

Die USA als „gelobtes Land“

Die USA galten seit Ende des 19. Jahrhunderts als das wichtigste Einwanderungsland für osteuropäische Juden, die der Armut, den Pogromen oder der Einberufung in die russische Armee entkommen wollten. Nach der Shoah fanden insgesamt rund 50.000 Überlebende Aufnahme. Der *American way of live* übte vor allem auf die jüdische Jugend eine große Anziehung aus. Die viel bewunderten, freundlichen und gut genährten amerikanischen GIs symbolisierten im Nachkriegseuropa auch für Juden das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“. Vielfach fanden Überlebende auch Verwandte in den USA und gar nicht wenige tauschten nach einer gescheiterten Integration in Israel das „gelobte Land“ für die USA ein.

Wie in Israel setzte auch in den USA erst mit dem Eichmann-Prozess eine allmähliche Aufarbeitung des Holocaust ein. Nicht nur den „Durchschnittsamerikanern“, selbst amerikanischen Juden war es nicht möglich, sich das wahre Ausmaß des Holocaust und die Probleme der Ü-



berlebenden vorzustellen. Jüdischen Einwanderern wurde geraten, über das Erlebte zu schweigen, in die Zukunft zu blicken und frei von ihrer belastenden Vergangenheit ein neues Leben aufzubauen. Mit dem neuen Holocaust-Bewusstsein, das sich in den USA in den 1980er Jahren zu entwickeln begann, zeigte ähnlich wie in Israel die nächste Generation vermehrtes Interesse am Schicksal ihrer Eltern. Besonderes Aufsehen erregte Art Spiegelman, der das Leben und Überleben sowie die vielen psychischen Beschädigungen seiner aus Polen stammenden Eltern in Form von Comic darstellte; Juden wurden in gejagte Mäuse, Polen in Schweine und die nationalsozialistischen Verfolger in Katzen verwandelt.

Waren Überlebende in Israel mit einer Wirtschaftskrise und mit Kriegen konfrontiert, so erwiesen sich die USA zumindest als sicheres Land, das den damaligen Einwanderern die Teilnahme am amerikanischen Wirtschaftswunder ermöglichte. Im Unterschied zu Deutschland und Österreich fanden Juden auch eine lebendige Gemeinde und die für ein traditionelles Leben notwendige Infrastruktur vor. Seit den 1960er Jahren gelten die USA zudem als Land mit einem nur schwach ausgeprägten Antisemitismus.



Ausblick:

Lebten 1937 auf unserem Kontinent inklusive der Sowjetunion rund 20 Millionen Juden und Jüdinnen, so wurden 1946 weniger als vier Millionen gezählt. Das Zentrum jüdischer Kultur und jüdischen Lebens verlagerte sich von Europa in die USA und nach Israel. Antisemitismus in Osteuropa, der sich als Antizionismus tarnte, und nach dem Zerfall der Sowjetunion die Hoffnung vieler Juden auf ein besseres Leben in den USA, Israel und auch Deutschland, führte zum Exodus der Juden aus der ehemaligen Sowjetunion. Gleichzeitig konnte aber auch ein reger Besuchertourismus verzeichnet werden. Überlebende begaben sich auf Wurzelsuche in ihre alte Heimat, wobei vielen erst die Begleitung und emotionale Unterstützung ihrer Kinder diese Konfrontation mit der Vergangenheit möglich machte. Mit dem EU-Beitritt osteuropäischer Länder erwarben Tausende Israeli polnische oder rumänische Reisepässe, allerdings weniger aus Gründen einer emotionalen Zugehörigkeit, sondern aus rein rationalen Überlegungen: ein EU-Pass bietet zumindest eine gewisse Sicherheit in einer Krisengeschüttelten Region.

Literaturhinweise:

- Idith Zertal, From Catastrophe to Power. Holocaust Survivors and the Emergence of Israel. Berkeley-Los Angeles-London 1998.
- Helga Embacher, Neubeginn ohne Illusionen. Juden in Österreich nach 1945, Wien 1995.
- Alicia Appleman-Jurman, Alicia. My Story, Bantam Book 1990.
- Ruth Beckermann, Unzugehörig. Österreicher und Juden nach 1945, Wien 1989 (2. Aufl.2005)
- Tom Segev, Die Siebte Millionen. Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung, Hamburg 1995;
- Peter Novick, Nach dem Holocaust. Der Umgang mit dem Massenmord, dtv 2001.

Helga Embacher ist Univ.Prof. für Geschichte an der Universität Salzburg und Mitarbeiterin am Zentrum für jüdische Kulturgeschichte Salzburg